

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

258 (5.11.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 258

Nr. 44

Samstag, den 5. November

1927

Der heroische Roman

Von Will Scheller

Der bürgerliche Roman, der die Substanz der Dichtkunst im Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten schier unermesslich bereichert hat, ist im Begriff, von einer neuen Erzählweise abgelöst zu werden, abgetrennt von seiner unmittelbaren Geltung. Die geheime Sehnsucht des Menschen nach dem Zauber des Heldentums, geistig verkörpert in einer zwar zeitlich schwankenden, doch allzeit immanenten Liebe zum Heldenepos, auf die Dauer selbst von den fast unbeschränkten Möglichkeiten des bürgerlichen Romans ebensowenig befriedigt wie von anachronistischen Stilübungen, bricht mit der Veränderung der materiellen wie der intellektuellen Welt mächtig durch die Schranken literarischer Gewöhnung und hat sich endlich eine Wandlung des Erzählstoffs und Erzähltons dieser Zeit zur Folge. Viele Dichter wenden sich, weniger aus Armut an Einfällen als aus dunklem Gefühl für das zeitlich Notwendige heroischen Motiven zu. Edward Stucken schuf den gewaltigen Cortez-Roman der „Weißen Götter“, E. G. Kolbenheyer die Trilogie von Parazelus, Alfred Döblin den Wallenstein; Egmont Colerus beschwor die Gestalten des Pythagoras, des Tiberius und des Marco Polo, S. F. Blum, weit ins Mythische schweifend, das aller Helden tiefster Welt, Raum ist, vorzeitliche Gestalten vom deutschen Nordmeer, Heroen des Volkstums, Otto Smelin das Bild des Dichtungsstoffs.

Eine Renaissance geistig-schöpferischer Heldenverehrung scheint anzubrechen. Denn gleichzeitig erwacht eine vertiefte wissenschaftliche Beschäftigung mit den Großen der Vergangenheit. So wuchs die Gestalt Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen, zuerst von Stefan George angegriffen, in den letzten Jahren groß herauf in das geistige Leben der Gegenwart. Seine Staatsbriefe wurden deutsch herausgegeben, die Sagen um ihn und sein Geschlecht neu erzählt, sein Wesen und Leben in einem biographischen Werk von stärkster Wirkung dargestellt. Der Welt Herrscher aus deutschem Blut, der Verwandter Europas, des staatlichen wie des geistigen, ist nun auch im heroischen Roman auferstanden. Otto Smelin, ein Erzähler, den seit je das Wunderbare reizt, schrieb „Das Angesicht des Kaisers“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena), den Roman des letzten römischen Imperators, des gewaltigsten Fürsten aus deutschem Ursprung, aus deutscher Macht und des, nach Jakob Burckhardt, ersten modern-individualistischen Menschen des Mittelalters. Unwörter von Urgeheimnissen des Weltgeschehens ging dieser bis ins Alter, bis an den Tod junge Herrscher durch seine Zeit, die auch die Zeit des Heiligen Franziskus war, Völker und Staaten erschütternd, das ganze Leben neu gestaltend, die Grenzen des Menschseins heroisch erweiternd. Im Kampf mit einer Anzahl partikularer Widerstände, im Kampfe mit der Kirche, die in ihm den unbegreiflichen, ungreifbaren Gegner sah, schließlich schauernd den Antichrist empfand, wuchs er über alles Menschliche hinaus, ein Einsamer, der nichts hatte als das Vertrauen zur eigenen, gottgewollten Sendung.

So ist er auch hier, im heroischen Roman, von einem geisterhaften Schimmer umgeben. Während die Gestalten seiner Freunde und Feinde in Fleisch und Blut wandeln und vergehen, während die Welt in schier bezaubernder Farbigeit um ihn schwillt und ebbt, aufleuchtet und verflinkt, erscheint er selber bald wie ein drohender Schatten, bald wie ein Wesen aus leuchtender, bezaubernder Magie, bald wie ein steinernes Bildwerk. Ab und zu strahlt sein Antlitz, das deutsche, von rotblondem Haar umwallt, inmitten südländischer oder orientalischer Gepranges auf, im zwingenden Schein seines großen Blickes blitzartig fast, alles um ihn her verjüngend, ins Dunkel stürzend. Aber nie ist er zu greifen, der Unbegreifliche. Brumkoll zieht er durch die Länder, blendend gleißt seine Gestalt auf den Reichstagen, in Heerlagern, auf Jagdzügen, geistiger Spannung voll erscheint er in politischen Begegnungen, bei militärischen Maßnahmen — flüht Panzerwerke auf, Schlösser, Kastelle, schaut nach den Sternen, beobachtet die Tiere, läßt den Weisen, lächelt den Dichtern und Sängern. Immer aber bleibt er in dem seltsamen Schein des Wunders, der den tiefsten Reiz, ja, den tiefsten Sinn heroischen Lebens ausmacht und auch den Grundton dieses Werkes bildet.

Freilich war das rein Historische, die Heranziehung von geschichtlichen Wissensstoff, auch hier nicht vermeidbar. Es ist der Erdentrest des Heroentums, ohne den es weder ganz verständlich ist, noch recht erlebt werden kann. Denn eine billige Abstraktion bleibt nach wie vor undiskutabel. Kaiser Friedrich II. ist hier kein erforschter Scherz, sondern ein Wesen menschlicher Form, das von seiner Zeit, die es überwand, die charakteristische Färbung erhielt, wie ja auch überwindende Völker von den überwindenen Wesentlichen anzunehmen pflegen. Die Zeit Kaiser Friedrichs II. kann die Nachwelt nur schauen als ein Bewirkt machtpolitischer Strebungen, in denen sich die kulturelle Entwicklung vollzieht. Smelin hat versucht, diesen Lebensstoff des großen Kaisers organisch in die Handlung hineinzunehmen, dergestalt, daß

er ihn vor allem in den Reflexionen und Reaktionen der Zeitgenossen sich spiegeln läßt. Dadurch wird die Bildhaftigkeit der heroischen Erzählung mitunter etwas abgeschwächt. Aber das ist unvermeidlich bei der kaum zu umgehenden Absicht, den Kaiser im Rahmen seiner Zeit aufzutreten zu lassen, die ihn zwang, so zu sein, wie er war, und die er zwang, so zu werden, wie er wollte — um nach seinem Tode vom horror vacui erfüllt zu werden. Darum setzt der Roman nicht nur starke Aufmerksamkeit, sondern auch eine gewisse Bildungsbereitschaft voraus. Kaiser Friedrich II. gebot über das Abendland und hielt Freundschaft mit dem Morgenland. Die Welt als Ganzes lag vor seinen Augen. Also mußte die Gesamtkultur des zwölften Jahrhunderts hier beschworen werden. Die Welt dieses Romans gleicht mithin für die meisten der des Märchens, das gerade von dieser Zeit, auf dem Umweg über die Sage, soviel in die Gegenwart gerettet hat. Aber in dieser beinahe märchenhaften Welt bewegen sich, körperhaft und seelenhaft fähig, die kühnen Menschen, die um den Kaiser lebten, für und gegen ihn, wie Sterne um ein Zentralgestirn. Ihr Fühlen, Denken, Handeln zieht den Lesenden in den Bann der scheinbar fremden Welt, in der ihm bald nichts mehr fremd ist als das hohe, über alles Menschentum erhabene Licht der kaiserlichen Majestät. Wie sie damals mehr und mehr, sich selber opfernd, von allem Menschlichen sich entfernte, so rückt sie auch in diesem Roman mehr und mehr aus dem Bereich des Sinnenhaften weg in das unbegreifbare, heilige Gebiet des Heroismus, des Übermenschentums, der wandellosen Unbedingtheit auf dieser so sehr bedingten, allzu wandelbaren Welt.

Pennälersprache von heute

Von Dr. R. Weigel, Leipzig

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein schönes Zeugnis für Reichtum und Mannigfaltigkeit unserer Sprache, daß zahlreiche Berufe, Stände und Lebensgemeinschaften eine Art Sondersprache ausgebildet haben, meist gemischt aus mundartlichen Wörtern, Fachausdrücken und humoristischen Wendungen. Vieles davon ist in die Umgangssprache übergegangen, und die Wissenschaft hat sich daher in neuerer Zeit mit der Stubenten- und Soldatensprache, der Jägersprache, der Gaunersprache und anderen Sondersprachen lebhaft beschäftigt. Noch wenig beachtet hat man dagegen die Sprache unserer Jugend, obgleich gerade ihr Wortschatz in Familie und Alltag eine große Rolle spielt und an sprachschöpferischer Kraft wirklich nichts zu wünschen übrig läßt!

Begleiten wir einmal einen Durchschnittspennäler durch seinen Wochentag!

Es ist frühmorgens! Er verabschiedet sich von den Eltern, setzt seinen „Deckel“ auf und geht in die „Penne“, das „Pennal“ oder den „Kasten“, wo er die Kameraden mit „Servus“ oder „Mojen“ begrüßt. Gegen Regen schützen ihn Windjade oder Lodenmantel; die „Muspriese“ oder „Troststiefe“ lehnt er heutzutage verächtlich ab. Eine schriftliche Hausaufgabe, die er vergessen oder nicht gebracht hat, z. B. in „Mathe“, muß schnell noch vor der Stunde „abgehauen“ oder „abgeschafft“ werden, wobei ein anderer „Schmiere steht“, damit man nicht von einem „Banker“ erwischt oder „geklappt“ wird.

Das Klingelzeichen ertönt: es „stößt“. Die erste Stunde gibt „der Alte“, der „Che“ oder „Direx“. Er läßt eine fremdsprachliche Arbeit schreiben, paßt aber schief auf, so daß es kaum möglich ist, einen „Spickzettel“ zu benutzen, „abzuspicken“, zu „schnurzen“: um so fataler, da man schon die vorübergehende Arbeit „behauen“ hat. Mithin wächst die Aussicht, am Schlusse des Schuljahres, wenn es die „Gitzzettel“ (Zensuren) gibt, „Klebzubleiben“. Endlich ist Pauze! Die „Treffalien“ werden ausgepackt, und die Pennäler „wanzen“ im Schulhof herum, bis es zur zweiten Stunde „stößt“. Nichts herrlicher übrigens, als wenn einmal eine Stunde, etwa die letzte am Vormittag, aus irgendeinem Grunde ausfallen muß; „das haut!“ — so pflegt dann der Chorus zu rufen.

Die zweite Stunde erteilt ein anderer Herr. Auch er hat seinen Spitznamen: eine kleine Angewohnheit, ein Sprachfehler, eine bestimmte Geste, ein besonders gearteter Familien- oder Vornamen, eine Kathederblüte, die ihm einmal ent schlüpft ist — alles wird vom Pennäler erpäßt und benutzt, und der Spitzname ist im Handumdrehen fertig! Besonders häufig muß die Tierwelt herhalten. Da läuft der Naturwissenschaftler Gefahr, „Affentopf“ genannt zu werden, wohlbeleibte Herren „Moppel“, bärtige „Gule“, ein magerer „Spinne“ und der Gesanglehrer „Singemat“. Der Heizer der Schule heißt selbstverständlich „Pluto“. Freilich hat die moderne Zeit, der sich ja auch die Persönlichkeit des Lehrers angepaßt hat, hier manches geändert, und während früher viele Eltern die Lehrer ihrer Kinder aus deren Erzählungen nur dem Spitznamen nach kannten, trifft man heute besonders in Großstadtchulen derartige Spitznamen nur noch vereinzelt, und die Jugend belegt dafür sich selbst untereinander mit allen

möglichen sprachlichen Neubildungen. Ein kleiner Dichter heißt „Erbse“ oder „Kuller“, einer mit etwas merkwürdiger Augenstellung „Blunze“, aus dem Namen Weber wird „Webbs“, aus Schneider „Fips“, aus Lade „Latsch“, aus Schulz „Schluz“, aus Ludwig „Lude“, aus Hans Müller „Hamü“, aus Herbert Müller „Hemü“ usw.! Natürlich sind auch „Brillenschlange“, „Pomadenhengst“ und „Puffierstengel“ vertreten.

Doch kehren wir zu unserem Pennäler zurück! Er ist alles andere als ein Musterschüler und ist niemals ein „Streber“ gewesen. Erst gegen Ostern beginnt er „bannig“ zu arbeiten, zu „schjen“ und zu „büffeln“, besonders in „Latsch“ (Latein), das Fach, in dem er nun einmal eine „lange Leitung“ hat und etwas „doo“ ist. Zur Überzeugung lateinischer Schriftsteller benutzt er natürlich die „Schwarte“ (früher hieß es: Klafche), und es fällt keinem ein, einen Kameraden deswegen zu „verpeken“. Eine derartige „Flasche“ würde „Klassenfeile“ oder „Knalke“ bekommen, man würde ihn — sehr bezeichnend die Fülle der Ausdrücke! — „dreschen, verwamsen, vermobeln, verfohlen, verwalken“ und sich nicht begnügen, ihm eine zu „schwalben“ oder zu „kleben“. Mit Schulstrafen hat unser Pennäler ebenfalls Bekanntschaft gemacht: einmal hat er „gedreht“ (früher hieß es schwänzen), so daß er beinahe „geflogen“ wäre, „geschafft“, „geschwenkt“ worden wäre. Fast jede Woche wird er von einem Lehrer „angeranzt“, „angehaucht“, bekommt einen „Einkraker“ (Bemerkung ins Führungsbuch) oder muß „brummen“ (nachsitzen) und eine Stunde „käfig“ absitzen. Schule ist für ihn eben „Dös“, „Schulerzchen“ (Schularbeiten) sind seine schwache Seite, und kaum sind die schriftlichen Hausaufgaben nachmittags „eingehauen“ oder „eingepinselt“, so nimmt er die „Bille“ (Fußball), und nun wird fröhlich „geholt“! Das ist „Sache“, „dufte“, „tuorte“ ...!

Englische Gärten

Von Richard Gerlach

Die englischen Gärten sind einfach und bevorzugt die unaufdringlichen Blumen. Das ist gewiß keine Tugend von ihnen, Klima und Lebensumstände des Landes haben sie hervorgebracht.

Die Engländer wohnen fast alle in Einfamilienhäusern, und zu jedem Haus gehört ein Garten, ein längliches Viereck, eingefast von Mauern, bedeckt mit Rosen. Nur am Rande läuft ein schmaler Saum von Blumen hin. Die hübschesten Kinder jeder Jahreszeit sind hier zu finden, Primeln, Nelken, Heliotrop, Astern, Lilien und Stiefmütterchen.

Der Rasen wird wöchentlich mit der Maschine geschnitten. Er braucht nicht begossen zu werden, es gibt kaum Gießkannen und Gärtenspritzen. Die Niederschläge sind so häufig, daß alles Grün den ganzen Sommer über frisch bleibt.

Das Gras dient nur zur Augenweide, die Schnipsel von der wöchentlichen Mahd eignen sich doch nicht, Fiegen damit zu füttern oder Heu daraus zu machen. Die Engländer holen überhaupt zum größten Teil keinen Nutzen aus ihren Gärten. Es fehlen Kirchbäume, Tomaten und Salat. Warum soll man Obstbäume veredeln, wenn die Ananas aus Singapur, die Äpfel aus Australien, die Pfirsiche aus Kalifornien besser und billiger zu haben sind als die Erzeugnisse des eigenen Landes? Sogar Korn und Kartoffeln sind viel zu teuer; wer sie pflanzt, tut es aus Liebhaberei. Bodenzins, Arbeitslohn, Düngung und Viehhaltungskosten übersteigen erheblich den Preis der eingeführten Nahrungsmittel.

Abgesehen von einigen Spezialisten, von Gärtnereien, zieht niemand Gemüse. Erbsen läßt man nur in großblütigen, süßduftenden Abarten hochranken, es gibt keine Mistbeete, keine Hackfrüchte. Die Gärten liegen ruhig als eine einzige Rasenfläche da, die Kinder können Purzelbäume schlagen und Ball spielen, kein unnötiger Weg schneidet hindurch.

Die Auswahl und Pflege der Blumen ist eine wichtig genommene Beschäftigung des Hausherrn. Er ist immer auf Entdeckungstouren nach neuen und besonderen Sorten, nicht nur vom Nachbarn tauscht er sich Ableger ein, selbst in der Mittagspause im Betriebe der Stadt erlaubt er sich zuweilen einen kleinen Umweg zu dem Schaufenster einer Samenhandlung. Dort sind mannigfache hervorragende Züchtungen in der Blüte ausgefellt, und stets sammeln sich Leute an und bewundern die Dahlien, Hortensien, oder was es sonst ist, und schreiben sich die Namen in ihre Notizbücher, um vielleicht später darauf zurückzugreifen.

Die Vorbilder zu seinem Hausgarten bieten dem Engländer die unermesslichen Parks. Was da in Rev, Richmond, Windsor oder in den Kensington Gardens dem Volke offensteht, ist wunderbar. Die Großzügigkeit der Anlagen verleibt dem sonst vielleicht bedrückten Erdbürger das Gefühl unbedingter Freiheit, in diesen Gärten ist er Herr, sie sind nur da, ihn zu erfreuen und erquiden. Keine Schranken hindern ihn, kein Draht versperrt ihm den Weg, er kann spazieren, wohin er will. Der Rasen hält dank der andauernden Feuchtigkeit die tausend Schritte aus, die ihn täglich treffen, ohne schädig

oder grau zu werden. Man schreitet darauf wie auf einem Teppich. Herrliche Baumgruppen spenden ihren Schatten, breitgewachsene Eichen und Linen; Pinien stellen sich fächerhaft gegen den Himmel. Eichhörnchen hüpfen herzu und fressen dem Verweilenden aus der Hand. Verzauberte Teiche, von buntem Entengeflügel durchkreuzt, blinken aus ihren Vertiefen. Seerosen blühen in den Buchten, Wasserhühner rascheln im Schilf. Auf den Klüffen, die hindurchfließen, leuchten allenthalben Schwäne, im Uferlande waten Reiber. Alles ist so üppig, wie wenn immer erster Frühling wäre, die Pflanzen kennen keinen Durst und aller Staub wird täglich vom Regen abgewaschen.

Diese Gärten sind wirklich noch ganz lebendig. Sie sind nicht traurige Reste aus der Vergangenheit wie die berühmten, heute verfallenen Brunstüde der französischen Gartenarchitektur Versailles, Fontainebleau. Die Blumen werden nicht zu geometrischen Künsteleien und Schnörkelwerk zusammengesetzt, die der zarten Blumenseele von Grund aus widerstreben. Blumenfeld reißt sich an Blumenfeld. Was den englischen Stil ausmacht, ist ja die Nebeneinanderstellung und Wiederholung von Gleichartigem. So schließt man an ein Quadrat himmelblauer Stiefmütterchen ein Quadrat dunkelroten Goldblatts und läßt wieder himmelblaue Stiefmütterchen folgen. Nur die Farbe spricht, ein zarter Hauch liegt über dem Ganzen, es wirkt rein als Natur, durch sich selber.

Kambler Rosen habe ich immer gern gemocht. Wir hatten zu Hause einen Laubengang, der ganz davon zugewachsen war. Die kleinen sorglosen Röslein sind mir fast lieber als ihre edlen königlichen Schwestern, die La France oder Souvenir heißen und mit ihrem stolzen fremden Duft allzu betäubend sind.

Ich fand in den englischen Gärten hier und da Wandgänge verdunkelt von solchen bescheidenen Rosen. Manche Abende brachte ich darunter zu. Die Spannung des Tages wich von mir, und alle Dinge schienen milder und weiterer, holde Täuschung über die Not des Lebens hinweg.

Uner herber Acker daheim, das vergaß ich nicht, der war wie er war, kein scheuer Traum, echt und wahrhaftig.

Was ist und was will die soziale Hygiene?

Von Dr. Schiller, Berlin.

Unter Hygiene versteht man das Wissen von der Verhütung von Krankheiten und der Förderung der Gesundheit sowie auch die entsprechende Behandlung des gesunden oder kranken Menschen. Sie ist also zugleich Wissenschaft und praktische Betätigung. Ihr Gegenstand ist der Körper und der Geist des Menschen und zwar sowohl des lebenden wie des erst werdenden. Handelt es sich hierbei um den einzelnen Menschen, so spricht man von persönlicher oder individueller Hygiene; erstreckt sich dagegen die Sorge um die Gesundheit gleichzeitig und gleichartig auf Volksgemeinschaften oder bestimmte Bevölkerungsschichten, dann nennt man sie öffentliche Hygiene. Da das körperliche und geistige Wohl und Wehe des Menschen in der Hauptsache abhängig ist von seiner natürlichen Umgebung (Luft, Boden, Wasser, Nahrungsmitteln u. a.) und von seiner sozialen Umwelt (Bildung, Weltanschauung, Gesetz und Recht, wirtschaftliche Verhältnisse u. a.), so ist zu erforschen und festzustellen, welches diese Einflüsse sind und wie sie wirken. Wie sich diese Umwelt und ihre Einflüsse dauernd ändern, so erweitern sich entsprechend Wesen und Aufgabenkreis der Hygiene.

Während Wissenschaft und Praxis noch bis in den Anfang des Jahrhunderts hinein ihre Aufmerksamkeit nur den oben erwähnten natürlichen Umwelteinflüssen zuwendeten, richteten sie in neuerer Zeit ihre Hauptaugenmerk auf die Beziehungen zwischen den sozialen Verhältnissen und dem Gesundheitszustand. Die Bezeichnung „soziale Hygiene“ ist

heute allwärts verbreitet und bekannt. Wie bei allen Wissenszweigen so herrschte auch hier zunächst keine Übereinstimmung in den Bezeichnungen. Es empfiehlt sich, von der individuellen Hygiene die öffentliche zu unterscheiden und diese letztere (mit A. Fischer, Karlsruhe), so zu fassen: Die physische Hygiene ist der Teil der öffentlichen Hygiene, der sich mit den Einflüssen der natürlichen Umwelt auf die gesundheitlichen Verhältnisse befaßt; die soziale Hygiene ist der Teil der öffentlichen Hygiene, der sich mit den Einflüssen der sozialen Umwelt auf die Gesundheit beschäftigt. Die Bezeichnung „soziale“ Hygiene ist deshalb gerechtfertigt, weil unter den kulturellen Einwirkungen auf die Gesundheit den wirtschaftlichen und den sozialen in heutiger Zeit die größte Bedeutung zukommt. Enger als „soziale Hygiene“ ist der Begriff „Gesundheitsfürsorge“. So benennt man gewöhnlich die sozialfürsorglichen Mittel zur Beseitigung von gesundheitlichen Misländen. Soziale Hygiene ist aber auch nicht gleichbedeutend mit „Volkshygiene“ oder „Volksgesundheitspflege“. Unter Volkshygiene versteht man „eine volkstümliche Darstellung geeigneter Teile aus allen Gebieten der Gesundheitswissenschaft“, nicht etwa einen besonderen Zweig der Hygiene. Mein äußerlich zu nehmen sind auch nur Unterabteilungen wie Kommunal-, Verwaltungs-, Militär-, Schulhygiene u. a. — Weil die Hygiene sowohl als Wissenschaft wie als Betätigung das Ziel hat, der Bevölkerung zu nützen, ist sie ein Teil der Politik. Sie heißt in diesem Sinne „Gesundheitspolitik“. Diesen Teil der Politik planmäßig zu gestalten ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit! Es ist gesagt worden: Die Hygieniker müßten mehr Politiker und die Politiker mehr Hygieniker werden. Das ist wohl bis zu einem gewissen Grade richtig.

Die Aufgaben, die der sozialen Hygiene zu den verschiedenen Zeiten gestellt wurden, waren naturgemäß nach Art und Umfang sehr ungleich. Von einer Darstellung der früheren Zeiten soll hier abgesehen werden. Welches Ziel hat also gegenwärtig die soziale Hygiene?

Schon im Jahre 1888 hat ein berühmter Verwaltungsgelahrter, L. v. Stein die Forderung aufgestellt: „Die Sorge der Gemeinschaft für die Bedingungen der Erhaltung der Gesundheit sowie für die Heilung der Krankheiten darf nicht mehr von dem Besitz eines Kapitals abhängig sein“. Ein Teil des Weges zu diesem Ziel ist mit der Einführung unserer Sozialversicherung zurückgelegt, im großen ganzen liegt es aber noch in weiter Ferne. Noch während des letzten Krieges hat Fischer verlangt, dem deutschen Volk nach dem Kriege das „Recht auf Gesundheit“ zu verleihen. Nach seiner Meinung besteht die wichtigste gesundheitliche Aufgabe der sozialen Hygiene darin, jenes Recht durch die Gesetzgebung u. Verwaltung festzusetzen und zu verwirklichen. Hierbei dürfte sich die soziale Hygiene aber nicht (wie manche Hygieniker wollen), auf die Sorge für die Windermittelten beschränken, denn wir wissen, daß Reichtum nicht vor Krankheit schützt. Außerdem brauchen wir heute kulturelle Hygiene, nämlich solche, die sich mit den Einflüssen der Weltanschauung und Ethik befaßt. (Es wäre heute unangebracht, von einer Hygiene der „oberen Zehntausend“ nichts wissen zu wollen). Die Mittel der Medizin reichen bei weitem nicht aus, alle Schädigungen der Volksgesundheit zu verhüten oder zu heilen.

Dem Gesundheitsrecht entspricht aber die Gesundheitspflicht. Die Pflicht, gesundheitsgemäß zu leben und sich über die Voraussetzungen hierfür zu belehren, muß den Menschen, insbesondere den jugendlichen, zum Bewußtsein gebracht werden. Das gilt für den einzelnen wie für die Völker im ganzen. Neben die Gesundheitsgesetzgebung müssen die Gesundheitserziehung und die Selbsthilfe treten; sie sind erforderlich, wenn mit den Menschenkräften richtig gewirtschaftet werden soll.

Um die geschilderten Aufgaben erfüllen zu können muß der Sozialhygieniker die sozialen Zustände kennen lernen. Er muß sich unterrichten über Bevölkerungsgliederung und -bewegung, die Arbeitsverhältnisse und Lebenshaltung, das Ernährungs- und Wohnungsweisen u. a. Hierüber wird neben anderem die Statistik Auskunft geben. Schon Goethe hat

erkannt, daß die Zahlen uns darüber belehren können, ob die Welt gut oder schlecht regiert werde. Die Zahlen müssen freilich richtig sein und es muß sachkundig und unboreingekommen das Richtige aus ihnen herausgelesen werden. Politik verdirbt den Charakter, sie kann auch die Statistik verderben und zwar die Aufmachung sowohl wie die Auslegung. Im allgemeinen wird derjenige aus den Zahlen die richtigen Schlüsse ziehen können, der das Gebiet, dem die betreffenden Zahlen entstammen, auch sonst kennt.

Die amtliche deutsche Statistik erfüllt im großen und ganzen den grundlegenden zu stellenden Anforderungen ihrer Art nach, weniger vielleicht — wenigstens seit dem Weltkrieg — nach ihrem Umfang. Wichtige Lebensgebiete sind garnicht oder nur ungenügend berücksichtigt. Hier muß im Dienste der Hygiene vielfach die private Forschung einspringen. Soweit die Statistik zum Gesundheitswesen in Beziehung steht, heißt sie Gesundheitsstatistik. Hygieniker und amtliche Statistiker müssen zusammenwirken. In beachtenswerten Vorschlägen für den Ausbau der Statistik im Dienste der Volksgesundheit fehlt es nicht.

Mancherlei soziale Zustände sind (wie schon angedeutet) von der Statistik bisher nicht erfaßt worden oder sind nicht erfassbar. Zu ihrer Erforschung muß sich der Sozialhygieniker nach anderen Hilfsmitteln umsehen. Er muß auch die Gesetze kennen, soweit sie seine besonderen Arbeitsgebiete (Versicherung, Arbeiterschutz, Wohnungsfürsorge, Nahrungsmittelfragen, Wohlfahrtspflege) betreffen. Der Sozialhygieniker muß die Einflüsse der Kultur (Volksitten und -gebräuche, Religion, Weltanschauung, politische Strömungen) auf die Volksgesundheit erforschen und seine Maßnahmen danach treffen. Da und dort bringt ein Rückblick in vergangene Zeiten und Zustände die Erkenntnis vorwärts. Der Hygieniker Kubner wies schon im Jahre 1906 auf die Bedeutung der kulturellen Einflüsse hin mit den Worten: „Wir sind wir schon heute mit den Problemen einer Hygiene des Geistes uns zu beschäftigen in der Lage sein, würde es eine interessante Aufgabe darstellen, den Einfluß der zeitgenössischen Literatur, philosophischer Systeme und der daraus folgenden Lebensanschauungen, der politischen Literatur, des herrschenden Pessimismus, der Not und Sorgen oder der überhäufenden Lebensfreude und Vergnügungssucht auf die Lebensweise und damit auf die Gesellschaft zu entwickeln“. Die Aufstellung dieser Zusammenhänge ist wohl deshalb besonders schwierig, weil jene geistigen Strömungen und die gesundheitlichen Verhältnisse in Wechselbeziehung stehen, sich also gegenseitig beeinflussen. Die Forschung ist auf diesem Gebiet in den letzten zwanzig Jahren nur wenig vorangekommen.

Im übrigen hat sich der Hygieniker noch vertraut zu machen mit den verschiedenen Arten, Messungen und Wägungen am menschlichen Körper vorzunehmen. Sehr wichtig ist für ihn, sich darüber zu unterrichten, ob und wie die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse das Entstehen und den Verlauf von Stenosen beeinflussen. Die soziale Hygiene als Gesundheitspolitik muß durch Belehrung der Bevölkerung und geeignete organisatorische Maßnahmen auf die Öffentlichkeit und so auf die Parlamente und Regierungen einzuwirken suchen.

In den Universitäten nimmt die soziale Hygiene als Lehrfach noch eine sehr bescheidene Stellung ein. In einigen Ländern sind Erziehungsinstitutionen geschaffen worden; in Preußen sozialhygienische Akademien (in Charlottenburg, Breslau und Düsseldorf); in Karlsruhe hat die „Badische Gesellschaft für soziale Hygiene“ mit staatlicher Unterstützung ein „Institut für soziale Hygiene“ geschaffen. Alle diese Einrichtungen dienen der Aus- und Fortbildung der Ärzte. Außer diesen Fachleuten sind aber noch zahlreiche andere Personen und Personenzentren zur Mitarbeit bei der sozialen Hygiene geeignet und berufen (Volkswärter, Verwaltungs-, Versicherungs-, Fürsorgebeamte, Pfarrer, Lehrer, Gewerkschaftsbeamte, Sozialbeamten u. a.). Diese Personen müssen Gelegenheit haben, sich durch Unterrichtskurse oder in ähnlicher Weise die für ihre sozialhygienische Betätigung erforderlichen Sonderkenntnisse zu erwerben.

Bücheranzeigen

Kurt Vrethig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Zweite, stark vermehrte Auflage. Groß-Oktav. (357 Seiten. Gebunden 9 M. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart). — Dieses Werk des berühmten Berliner Erforschers der vergleichenden Universitäts- und Gesellschaftslehre ist ein an fruchtbaren Ideen überaus reicher Versuch, die Geschichte der Menschheit zu einer gedanklichen Einheit zusammenzufassen und aus der Weltgeschichte als Chronik eine Biologie der Menschheit zu machen. 1906 in erster Auflage erschienen, hat es — 12 Jahre vor Spengler! — die Geschichte in eine Folge von Lebensaltern der Völker aufgelöst und den Beweis erbracht, daß neben dem durchgehenden Parallelismus zwischen griechischer, römischer und germanisch-romanischer Geschichte auch die Entwicklungen aller außereuropäischen, der primitiven wie der Kulturvölker, mit den Bahnen der europäischen Völkergruppen parallel gehen. Diese Lehre vom Wesen und den Formen des geschichtlichen Werdegangs wird in der vorliegenden 2. Auflage durch eine höchst instruktive Übersicht sämtlicher Völkergeschichten der Welt ergänzt und so zur Theorie der lebendigen Anschauung gefügt. In dieser Verbindung ist das Werk, das gewissermaßen die ganze Lebensarbeit seines Verfassers im Klar und Unklar enthält, noch weit mehr als bisher geeignet, in Vrethigs übrige, immer wieder die Geschichte der Menschheit umfassende Gesamtdarstellungen und vor allem in sein großes Hauptwerk „Vom geschichtlichen Werden“ weiterführend einzuführen.

Philosophische Quellenhefte. Herausgegeben von Studienrat Dr. B. Jordan und Oberstudienrat Dr. S. Schneider. (Verlag W. G. Teubner, Leipzig). — Bisher erschienen: Heft 1: Descartes, Zweifel und Erkennen. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. A. Buchanan. Kart. 1 M., Heft 2: Fichte, Die Bestimmung des Menschen. Herausgegeben von Studienrat Dr. B. Jordan. Kart. 1 M., Heft 3: Fichte, Die Tatsachen in der Wahrnehmung. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. S. Schneider. Kart. 0,75 M., Heft 4: Schopenhauer, Das Schöne. Herausgegeben von Studien-

rätin G. Mertens. Kart. 1 M., Heft 5: Kant, Das Gute. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. A. Buchanan. Kart. 1 M., Heft 6: Gume, Das Wesen der Naturerkenntnis. Herausgegeben von Studienrat Dr. S. Kramer. Kart. 0,90 M., Heft 7: Hegel, Der Gang der Weltgeschichte. Herausgegeben von Akademiedirektor Dr. A. Weidel. Kart. 0,90 Reichsmark. — Da Philosophie letzten Endes nichts anderes ist, als die in wissenschaftlicher Form vollzogene Betrachtung der Probleme, die das Leben an jeden Menschen heranträgt, so finden wir heute, wie immer, außerhalb der Fachkreise Philosophen in allen Ständen und Berufen. Bei ihnen allen ist zunächst das eigene Ich die Grundlage für die philosophischen Betrachtungen; aber die meisten werden bald den zweiten Schritt tun und werden untersuchen, wie die eigenen Anschauungen sich zu den Gedanken anderer Leute verhalten. Sollen sie nun zu den Büchern der großen Denker selbst greifen? Sie würden allzu umfangreiche Bände finden, durch die sie sich nie oder nur schwer durcharbeiten könnten. Hier wollen die Philosophischen Quellenhefte, herausgegeben von Jordan und Schneider, helfend eingreifen. Jedes Heft umfaßt stets nur 30–50 Seiten und zu dieser Umfangsbeschränkung tritt eine inhaltliche Rechenart: Der Leser wird stets nur vor ein einzelnes Problem gestellt, und dieses Problem wird an dem Werk eines einzelnen Denkers verdeutlicht. Durch solche Methode wollen die Hefte vorliegendes Formulieren eigener Urteile verhüten und zu einem bewußten, zielstrebenden Denken erziehen. Nicht systematisches Nachwissen wird also vermittelt, sondern Einsicht in das Philosophieren an sich.

Lao-tse: Tao-te-king. Herausgegeben und erläutert von Dr. J. G. Weiß. (93 Seiten. Reclams Universal-Bibliothek Leipzig, Verlag Philipp Reclam jun., Nr. 6798. Heft 40. 1/2 Pf., Band 80. 1/2 Pf.). — Tao-te-king, das „geheiligte Buch von Tao und Te“, von der 6. bis 10. Ordnung und Legend, ist die einzige Schrift, die China's großer Religionsphilosoph Lao-tse hinterließ. Der Herausgeber, Dr. J. G. Weiß, ein genauer Kenner des Chinesischen, hat alle bisher vorhandenen Übersetzungen zugrundegelegt und die zum Teil sehr auseinandergehenden wissenschaftlichen Meinungen in den Anmerkungen zitiert. Es ist sehr erfreulich, daß dieses unvergängliche Werk

der Weltliteratur in Reclams Universal-Bibliothek Aufnahme gefunden hat und nun Allgemeinut werden kann.

Körper und Rhythmus. Griechische Bildwerke. 52 ganzseitige Abbildungen. Mit einer Einführung. Von Geh. Hofrat Dr. W. D. Kart. 4 M. W. G. Teubner, Leipzig). — Ein neues Gefühl für Körperlichkeit erfüllt unsere Zeit. In Sport und Mode findet es seinen Ausdruck, aber vielfach nicht als Natur, sondern als Raffinement der Überkultur. Da zeigt dieses Heft, was Bildung des Körpers einem Volke wert ist als sittliche Pflicht galt, bei dem sie religiöse Weihe hatte, wo Einführung in das Wesen des Körpers die Meister, die selbst in gymnastischer Übung aufgewachsen waren, zur Darstellung lebendiger Schönheit und der von innerem Gesetz bestimmten Bewegung, des Rhythmus, führte. In der ruhig dastehenden Gestalt schon wissen sie die Bewegungsfähigkeit des ganzen Körpers zu bringen. Bei dem stark bewegten Körper, für den Wettkampf und Tanz die Motive bieten, entfaltet sich ein unendlicher Reichtum an Rhythmus. Bei der belleidenen Gestalt ergreift er das Gerand. In mehrfiguriger Darstellung drängt der rhythmische Sinn zu geordneter Einheit. Überall erscheinen Haltung und Bewegung als Symbole festlichen Wesens.

Jack London: „Der Sohn des Wolfs“. (Verlag 3 M.) Universitäts-Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). — Mit diesem 12. Bande der großen Gesamtausgabe der Werke Jack Londons liegt nun auch jenes Buch in deutscher Sprache vor, mit dem er als 24jähriger die Reihe seiner Schriften eröffnete. Dieses Buch hat Jack Londons Ruhm begründet, wenige Monate später stand sein Name in der vorersten Reihe des amerikanischen Schrifttums. Warum der „Sohn des Wolfs“ diese ungeheure, fast einzigartige Wirkung ausübte, die den unbekanntesten Vagabunden mit einem Schlag zum berühmtesten Schriftsteller machte, ist uns auch heute nicht verständlich: die farbigen Schilderungen des Goldgräberlebens und der Schneewägen sind frisch und lebendig wie am ersten Tage. Diese Erzählungen schürfen tief ins Menschliche, sie spiegeln die ganz primitiven Urinstinkte des Menschen — der Mensch ist hier in einer Ursprünglichkeit und Macht dargestellt, die vor Jack London kaum jemand gewagt hat.